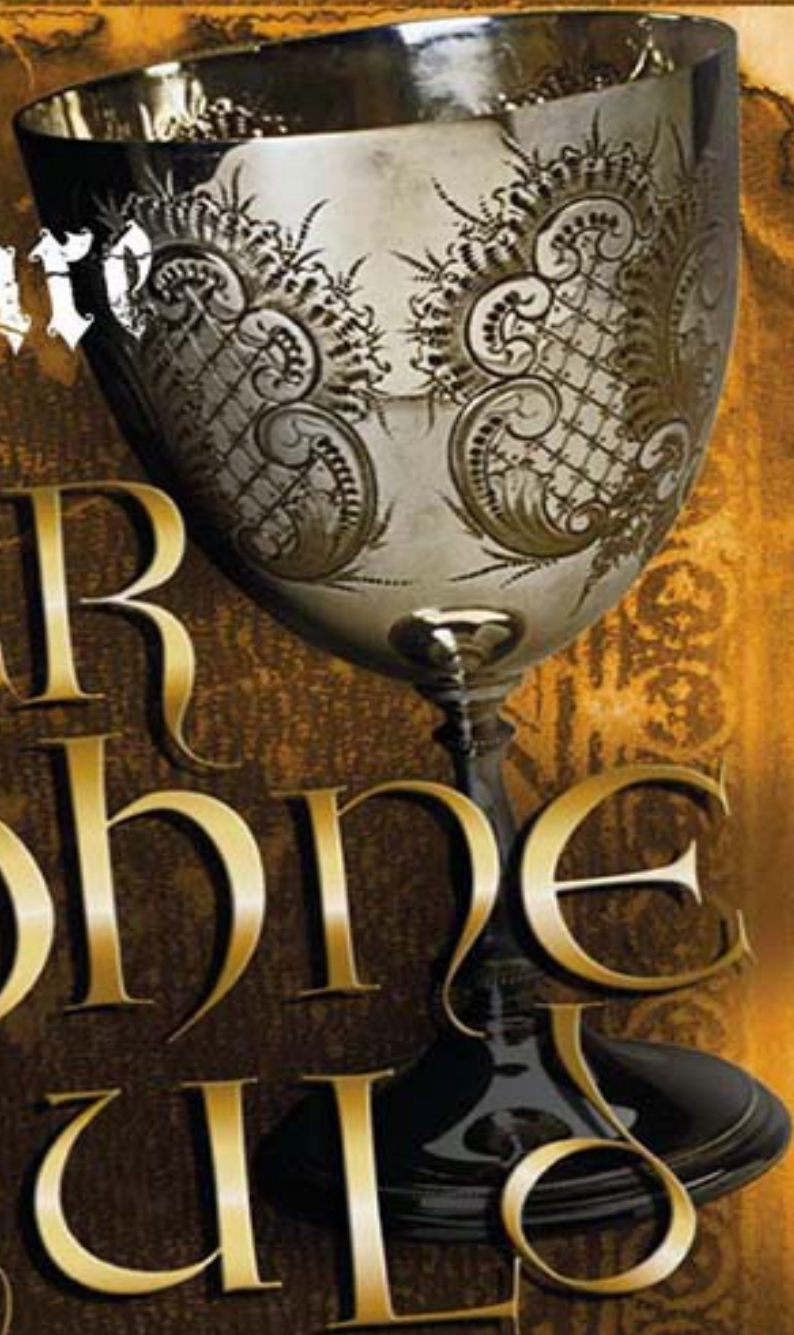


Alys Clare



WER  
OHNE  
SCHÜTZ  
IST

Äbtissin Helewise ermittelt · Band 8

Weltbild

# Eine Reise in Äbtissin Helewise's Vergangenheit

England 1193: Leofgar, der Sohn von Äbtissin Helewise, ist mit seiner Familie überraschend in die Abtei gekommen. Er trägt ein düsteres Geheimnis mit sich herum, doch er wagt es nicht, seine Mutter ins Vertrauen zu ziehen. Da geschieht ein Mord. Und Leofgar und seine Familie sind plötzlich verschwunden.

»Alys Clare erzählt eine aufregende Geschichte, die den Leser auf Fortsetzungen gespannt warten lässt.« Publishers Weekly

## Hawkenlye-Mysteries-Reihe

- Band 1: Sei geweiht der Hölle
- Band 2: Der Fluch komme über Euch
- Band 3: Der Himmel strafe Euch
- Band 4: Und richte mit Gerechtigkeit
- Band 5: Verstummen sollen alle Lügner
- Band 6: Wehe dem sündigen Volk
- Band 7: Fürchte das Gift der Schlange
- Band 8: Wer ohne Schuld ist
- Band 9: Denn Verderben leitet sie

Alys Clare

# Wer ohne Schuld ist

Historischer Kriminalroman

Aus dem Englischen von Ana Maria Brock

**Weltbild**

## **Die Autorin**

Alys Clare ist das Pseudonym einer erfolgreichen englischen Autorin, die bereits mehrere Romane mit historischen Elementen vorgelegt hat. Sie lebt in der Nähe von Tonbridge, Südengland, wo die Kriminalromane um Äbtissin Helewise und Ritter Josse d'Acquin spielen.

Die englische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel Girl in a Red Tunic bei Hodder and Stoughton Limited, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 2005 by Alys Clare

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Ana Maria Brock

Copyright der deutschen Übersetzung © 2006, 2008 by Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin. Die deutsche Ausgabe erschien bei Aufbau Taschenbuch, eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-638-2

# PROLOG

November 1193

Er musste warten, bis es dunkel war und alle schliefen. Einen Augenblick lang beobachtete er sie. Das Entsetzen darüber, was sie getan hatte, lag im Widerstreit mit seiner Liebe und seiner tiefen Beklommenheit. Allmählich entspannte sie sich – endlich! –, und er lauschte auf ihre immer tiefere Atmung. Dann richtete er sich auf und ging leise fort.

Draußen war es bitterkalt. Die Nacht war klar, aber der Mond war noch nicht aufgegangen. Er brauchte keine Laterne; beim Licht der Sterne fand er sich ganz gut zurecht, und bei dem, was er vor Tagesanbruch zu tun hatte, kam er besser ohne überflüssige Beleuchtung aus. Verstohlen begab er sich zu dem baufälligen Schuppen, wo er den Handkarren abgestellt hatte, doch an der Tür stockte er, wusste er doch nur zu gut, was ihn erwartete. Aber alles Zögern würde daran nichts ändern. Er zog sein ledernes Wams zurecht und wickelte sich den Schal fester um den Hals, dann spuckte er in die Hände, zog die wacklige Tür auf und griff nach dem Wagen.

Die Last war schwer. Eine tote Last. Vor Anstrengung ächzend, zog er den Karren rückwärts aus dem Schuppen, dann wendete er, überquerte den Hof und fuhr auf den Weg hinaus. Am gefährlichsten waren die wenigen Schritte, solange er noch im Blickfeld des Hauses war; wenn sie ihn sähe, würde sie womöglich ...

Doch er zwang sich, nicht daran zu denken, was sie tun könnte.

Bald war er durch den Torweg in den tiefen Schatten hinausgelangt, den die winterkahlen Bäume auf den Weg warfen. Das war besser – jetzt fühlte er sich sicherer. Er strebte vorwärts und spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Nach und nach ragte der Wald immer höher vor ihm auf.

In ein paar Tagen war Martinstag, und der Waldboden knackte vor Bucheckern und Eicheln. Nach altem Brauch durften die Leute ihre Schweine unter die dicht stehenden Buchen und Eichen der Wälder treiben, um sie zu mästen, bevor man sie schlachtete und ihr Fleisch für den Winter einpökelte. Diese Maßnahme war aus doppeltem Grund notwendig, denn nicht nur brauchten die Menschen das Fleisch, um die Zeit zu überstehen, solange die Erde schlief; wenn sie ihren Viehbestand schlachteten, bedeutete das außerdem, dass sie sich die Kosten sparten, die Tiere in den mageren Monaten durchzufüttern. Die stets hungrigen Schweine waren auf das so reichlich vorhandene Futter scharf und brauchten nicht lange ermuntert zu werden, sich vollzufressen.

Während er den Handkarren mühsam die Böschung hinauf und zwischen die Buchen schob, die den Waldrand säumten, kreisten seine Gedanken um gefräßige Schweine. Seine Tiere waren inzwischen sicher ausgehungert, hoffte er inbrünstig, denn vor zwei Tagen hatte er sie zusammengetrieben und in einen Pferch gesperrt, den er aus Hürden und in den Waldboden getriebenen Pfosten gebaut hatte. Als er mühsam den Pfad entlang voranstrebte, konnte er sie bald hören.

Es waren grauenhafte Laute. Das schrille Gequieke klang, als würde jemand in Stücke

geschnitten.

Ihm wurde schlecht. Nein, er durfte dem nicht nachgeben! Er holte tief Luft. Die Übelkeit ließ nach.

Seine Axt lag auf dem Karren, zusammen mit einem schweren Holzhammer, und sein Messer mit der langen Klinge steckte im Gürtel, er konnte es fühlen. Er hatte viel Zeit damit verbracht, es auf dem Wetzstein zu schleifen, und jetzt war es so scharf wie das beste Rasiermesser. Was er zu tun hatte, musste mithilfe der drei Werkzeuge rasch erledigt werden. Er würde die scharfe Schneide der Axt vorsichtig ansetzen und dann mit dem Holzhammer mit aller Kraft draufschlagen, damit ...

Wieder stieg in ihm der Brechreiz hoch, und diesmal konnte er ihn nicht mehr unterdrücken. Er setzte den Karren ab, drehte sich um, beugte sich, die Hände auf den Knien, vor und erbrach seinen spärlichen Mageninhalt – er hatte den ganzen Tag fast nichts gegessen – in das dürre Gras und Farnkraut neben dem Pfad.

Mit tränenden Augen wischte er sich den Mund am Ärmel ab, packte erneut die Handgriffe des Karrens und schob wieder los. Irgendwo draußen im geheimnisvollen Dunkel hörte er einen Wolf heulen. In seinem ganzen Leben hatte er sich noch nie so elend gefühlt. Er überlegte ein weiteres Mal, ob er das Richtige tat. Nein, nicht das Richtige, denn ein solches Vorgehen konnte nicht richtig sein, auch nicht in den Augen des vorurteilslosesten Menschen. Die Frage war, ob das, was er vorhatte, wirklich den einzigen Ausweg aus der verzweifelten Notlage darstellte, in die sie geraten waren. Es war noch Zeit, umzukehren, es auf die beängstigende Chance der anderen Möglichkeit ankommen zu lassen, obwohl auch diese Chance bald für immer vorbei sein würde. Er überlegte angestrengt und stellte dabei sonderbar unbeteiligt fest, dass er beim Nachdenken zugleich immer weiterfuhr, als wüsste sein Unterbewusstsein ganz genau, dass es keine Umkehr mehr gab. Nein, sagte er sich nach einigen Augenblicken. Ich weiß, was ich tun sollte, aber ich kann es nicht, denn ein Misserfolg wäre das Ende; das Risiko ist zu groß. Auch wenn es allem zuwiderläuft, was ich fühle, allem, woran ich glaube, muss ich zu Ende bringen, was ich mir vorgenommen habe.

Mit so viel Entschlossenheit, wie er irgend aufzubringen vermochte, beschleunigte er seinen Schritt und hastete unter den Bäumen vorwärts.

Die heißhungrigen Schweine mussten ihn – oder seine Last – schon eine Zeit lang gerochen haben, bevor er das geheime, verborgene Gehölz erreichte, wo er sie eingepfercht hatte. Sie brachen in grässliches, schauerliches Quieken aus, das seinen Schritt hätte stocken lassen, hätte er noch eine Wahl gehabt. Bis er die Lichtung erreichte, drängten die ausgehungerten Tiere so gegen die Seiten des Pferchs, dass sich an einer Stelle die Hürden nach außen bogen. Mit einem geknurrten Fluch setzte der junge Mann den Karren ab und eilte zu der Stelle hinüber, wo er das übrig gebliebene Baumaterial abgelegt hatte. Er griff sich zwei kräftige Pfähle, holte den Holzhammer vom Karren und eilte zu der schwachen Stelle in der Umzäunung des Pferchs. Rasch schlug er die Pfosten in den schwammigen Waldboden. Die Hürde hielt jetzt wieder und er atmete auf. Auf seinem Rücken kühlte der Schweiß ab, der ihm bei seiner angstgetriebenen Anstrengung jäh ausgebrochen war. Wenn die Schweine entkommen wären, hätte es

nicht nur seinen grausigen Plan vereitelt, er hatte auch eine deutliche Vorstellung davon, was sie mit ihm gemacht hätten.

Denn sie waren rasend vor Verzweiflung. Für einen Menschen wie er, der sich so um seine Tiere kümmerte, war es schrecklich anzusehen, in welchen Zustand sie seine Not getrieben hatte. Er starrte in den Pferch und bemerkte, dass eines der Schweine – ein magerer junger Eber, der Kümmerling des Wurfs – tot war. Seine Gefährten hatten angefangen, ihn zu fressen.

Starr vor Entsetzen stand er da.

Dann riss er sich zusammen und holte den Karren, schob ihn so dicht an den Pferch, wie es nur ging. Das schrille Geschrei der Schweine war jetzt beinahe ohrenbetäubend. Er schlug den Sack zurück, der die schwere Last des Karrens umhüllte, und ein übermächtiger Schlachthofgeruch stieg auf. Sofort quiekten die Schweine noch lauter.

Der junge Mann starrte auf die blutige Leiche herab. Das Opfer war um die dreißig gewesen, klein und drahtig, und seine blasse Haut wirkte im Tod beinahe durchsichtig. Sein schütteres Haar war rot und er hatte Sommersprossen im Gesicht.

Ich weiß, was ich tun muss, dachte der junge Mann. Ich muss mein scharfes Messer ansetzen, um das Fleisch von den Knochen zu schneiden – nein, schneiden war nicht das richtige Wort; es gab ein anderes für diesen Vorgang. Also gut, das muss ich machen, und dann muss ich meine Axt und den Holzhammer verwenden, um die Gliedmaßen vom Rumpf zu trennen.

Langsam zog er das Messer. Die Schweine lärmten weiter vor Ungeduld, als wüssten sie, was er gleich tun würde. Er setzte die blanken Klinge am Oberschenkel der Leiche an und schnitt eine dünne Scheibe Fleisch ab. Mit zusammengebissenen Zähnen hob er sie auf und schleuderte sie in den Pferch, wo sie im Nu in einem gellenden Sturm von Gequieke verschwand. Er starrte auf die Wunde hinab, die er verursacht hatte; sie blutete nicht, und er wunderte sich darüber. Weil er schon zu lange tot ist, dachte er dann. Jetzt bricht nicht mehr diese gewaltige scharlachrote Flut hervor, die sie so erschreckt hat, als sie ...

Nein. Daran durfte er nicht denken. Wieder setzte er das Messer am Oberschenkel an und schnitt eine zweite Scheibe ab, die der ersten in den Pferch folgte. Doch die Schweine waren jetzt ganz wild geworden, und diese zwei kleinen Brocken dienten nicht dazu, sie zufriedenzustellen, sondern steigerten nur ihre Verzweiflung. Der junge Mann nahm es nicht wahr, aber seine intelligenten Tiere hatten eine weitere schwache Stelle im Hürdenzaun entdeckt, und von der so nahen Futterquelle zur Raserei getrieben, stemmten sich mehrere dagegen.

Er wollte sich eben Mut machen, tiefer zu schneiden, da vernahm er ein lautes Knacken, und als ein Teil der Umzäunung nachgab, stürmten dreißig heißhungrige, kreischende Schweine auf ihn zu. Er hatte gerade noch genug Geistesgegenwart, zu begreifen, dass die Gefahr am größten war, solange er am Karren stand. Mit einem Satz wich er zur Seite, als das Leittier – eine mächtige Sau – sich auf die mitgebrachte Fleischmahlzeit stürzte.

Er machte sich zunutze, dass die toll gewordenen Tiere nur noch das wahrnahmen, was auf dem Karren lag, rannte davon, auf die nahe gelegenen Bäume zu, und kletterte auf



den untersten starken Ast einer Eiche. Von da aus beobachtete er entsetzt, wie die Schweine sich über den Toten hermachten. Im ersten Ansturm hatten sie den Karren umgeworfen. Jetzt lag die Leiche rücklings auf dem Boden, sodass mehrere Schweine auf einmal ihre vier Gliedmaßen in Angriff nehmen konnten. Dann riss die große Sau die Schnauze weit auf und schlug die scharfen Hauer in den aufgeblähten Bauch. Der Gestank, der sich ausbreitete, brachte den jungen Mann zum Würgen, schien aber die Schweine nur noch stärker zu reizen; sich um die besten Stücke reißend, stießen sie die Schnauzen in die breite Öffnung im Bauch des Toten und verschlangen binnen weniger Augenblicke seine Innereien.

Es schien Stunden zu dauern. Der junge Mann saß, mit schmerzenden Gliedern, krank am Herzen und betäubt vor Entsetzen über das, was er getan hatte, auf seinem Baum und wartete, bis die Schweine fertig waren. Verschiedenerlei grauenhafte Geräusche drangen zu ihm – Blut wurde vom Waldboden aufgeleckt, es knackte, als die kräftigen Backenzähne eines Schweins einen Knochen durchbissen –, doch schließlich machten sich die gesättigten Schweine davon, und es wurde still.

Er stieg hinab, bewegte die steif gewordenen Muskeln und ging zum Pferch hinüber. Zuerst wollte er ihn abbauen und die Hürden und Pfosten auf den Karren laden, entschied er, und dabei Mut fassen, nachzusehen, was von der Leiche übrig geblieben war. Der Pferch ließ sich leicht auseinandernehmen – er hatte solche Arbeiten schon oft gemacht –, und bevor er ihn auf den Karren lud, hob er den Sack auf, in den der Tote eingehüllt gewesen war. Jetzt war er zerfetzt und voller Löcher. Er rollte ihn zusammen und steckte ihn hinten in den Wagen. Zu Hause würde er den Sack mitsamt der Kleidung des Toten in das Feuer werfen, das er noch geschürt hatte, bevor er aufgebrochen war.

Zuletzt kniete er nieder, um nachzusehen, was die Schweine übrig gelassen hatten. Viel war es nicht: die Schädelswölbung mit einer leeren Augenhöhle, ein paar bräunliche, morsche Zähne, einen Teil des Beckenknochens, einen einzelnen übersehenen Finger mit einem geschwärzten, abgebrochenen Nagel. Der junge Mann trug diese Überreste ein paar Schritt weit unter die Bäume, wo er ein flaches Loch aushob und sie vergrub. Vielleicht blieben sie verborgen, oder irgendein Raubtier – er dachte an das ferne Wolfsgeheul, und im Wald gab es auch viele Füchse – würde sie entdecken und sich darüber hermachen. So oder so, er hielt es für unwahrscheinlich, dass ein menschliches Auge die Knochenstücke je zu sehen bekommen würde.

Jedenfalls hoffte er das inständig.

Wieder zurück im Gehölz, verbrachte er lange Zeit damit, welches Laub, Bucheckern und was sonst noch auf dem Waldboden herumlag, zu verteilen, bis er überzeugt war, dass die Lichtung sich nicht mehr von allen anderen unterscheiden ließ. Er füllte die Löcher, wo die Pfosten des Pferchs gestanden hatten, mit Erde auf und vergewisserte sich, dass der blutbefleckte Boden gut bedeckt war. Irgendwann in dieser endlosen Nacht war der Mond aufgegangen, und war er auch erst halb voll, gab er genug Licht, um dabei arbeiten zu können.

Heute Nacht kann ich nicht mehr tun, entschied er schließlich. Morgen bei Tageslicht

komme ich zurück und decke ab, was noch nötig ist.

Er packte die Griffe des Karrens. Jetzt war er schwerer, und ihm wurde klar, dass er am ganzen Leibe Schmerzen hatte und nahezu erschöpft war. Dann straffte er den Rücken und machte sich auf den langen Weg nach Hause.

Helewise, die Äbtissin von Hawkenlye, war beunruhigt. Sie versuchte, es sich sachlich zu erklären, indem sie sich eingestand, sehr müde zu sein. Der Druck lastete schwer, noch mehr Mittel für König Richards Lösegeld aufzubringen, und wohin sie auch blickte, sah sie Beweise, welche schlimme Strafe die Anmaßung und Torheit eines Königs auf sein Volk herabbeschworen hatten. Sogar die Abtei Hawkenlye, obwohl sie wegen ihrer Sonderstellung in Königin Eleanors Herzen manchen Vorzug genoss, war nicht umhingekommen, eine für Helewises Begriffe gewaltige Summe beizusteuern. Glücklicherweise hatte sie es mit der wertvollen Hilfe der gescheiterten Schwester Emanuel gerade so geschafft, das Geld aus den Einkünften der Abtei aufzubringen, und sie hatten ihre Schätze behalten können.

Die Abtei Hawkenlye besaß zwei ungewöhnliche Stücke. Das eine, das über dem großen Westportal der Klosterkirche prangende Giebelfeld mit dem Jüngsten Gericht, hätte sich schwierig (wenn auch nicht unmöglich) abnehmen und verkaufen lassen. Der andere in Ehren gehaltene Besitz war eine Elfenbeinschnitzerei aus einem Walrosszahn, eine Darstellung, wie Joseph von Arimathea den toten Christus stützte, ein Geschenk von Eleanor selbst. Die heimlichen Gebete der Nonnen und Mönche mussten wohl erhört worden sein, denn das Elfenbein blieb wohlverwahrt an seinem gewohnten Platz.

Helewise war auch tief besorgt um die alternde Eleanor. Einerseits hatte die ungeheure Anstrengung, das Lösegeld für den Freikauf ihres Lieblingssohnes zusammenzubekommen, sie mit rastloser Vitalität und scheinbar grenzenloser Energie erfüllt; andererseits musste man bedenken, dass sie wohl schon weit in den Siebzigern war. Die Engländer, die sie kannten und liebten, sahen sie stets nur aus größerem Abstand und glaubten, Gott habe sie mit ewiger Jugend gesegnet. Helewise jedoch, die der Ehre teilhaftig wurde, Gastgeberin der Königin zu sein, wann immer sie die Abtei Hawkenlye mit einem Besuch beglückte, Helewise wusste es besser. Die Königin Eleanor hatte kürzlich, als sie von einem Ort zum anderen eilte – die Erklärung dafür war knapp gewesen, und Helewise, über die Blässe der Königin bestürzt, hatte die Einzelheiten nicht recht erfasst –, rasch eine Übernachtung in der Abtei eingeschoben, und ihre Erschöpfung war nur zu spürbar gewesen. So sehr war Eleanor mit ihren Sorgen beschäftigt, dass sie sich nicht zu entspannen vermochte, auch im besten Gästezimmer noch auf- und abschnitt, während sie kleine Bissen zu sich nahm und warmen Würzwein aus dem Pokal nippte, der ausschließlich ihr vorbehalten war. Sonst pflegte sie mit der Gemeinschaft zu beten, wenn sie bei ihnen weilte, doch diesmal ließ sie jede Gelegenheit dazu verstreichen und verbrachte die Gebetsstunden mit ihren Ministern in geheimen Gesprächen hinter verschlossenen Türen.

Während Helewise all diese Dinge überdachte, versuchte sie sich einzureden, dass sie zusammengenommen gewiss genügten, um jeden besorgt zu stimmen, sogar eine Nonne, die zum Rang einer Äbtissin aufgestiegen war und imstande sein sollte, sich auf ihre Pflicht und die drängenden Forderungen ihres der Frömmigkeit geweihten Lebens zu besinnen. Denn das war ihr Problem: Auch wenn sie sich noch so sehr bemühte, sich ins Gebet zu versenken, ihren Geist zur Ruhe zu bringen und ihr Bewusstsein zu öffnen, um

Gottes Stimme zu hören, es gelang ihr nicht. Ihr wurde klar, dass sie es bisher für selbstverständlich gehalten hatte, wie mühelos es ihr gelungen war, sich für Gottes Wort bereit zu machen; jetzt schien sie diese Leichtigkeit verloren zu haben, und sie wusste nicht, was sie tun sollte.

Sie hatte lange Zeit mit ihrem Beichtvater, Pater Gilbert, zugebracht. Für ihre abschweifenden, sorgenvollen Gedanken, die ihren Geist zu sehr beschäftigten, um Gottes Wort zu vernehmen, hatte er ihr nur eine leichte Buße auferlegt; ihr wäre eine schwerere Bestrafung lieber gewesen, und heimlich versagte sie sich die Hälfte der täglichen Nahrungsration. Als die formelle Beichte vorüber war und sie mit dem Pater in herzlicher Freundschaft, wie sie sie seit Langem verband, ins Gespräch kam, hatte er ihr gütig versichert, er verstehe ihr Dilemma nur zu gut, und erklärt, das sei etwas, das viele Menschen im geistlichen Stand von Zeit zu Zeit heimsuche. Sein Rat war einfach gewesen: Bemühe dich weiter, bitte weiter um Gottes Beistand, und früher oder später wird er dich erhören.

Doch sie hatte Pater Gilbert noch nicht eröffnet, was genau ihren Geist so ausschließlich und hartnäckig beschäftigte. Er würde es bald erfahren müssen, das war ihr durchaus klar, falls sich die missliche Lage nicht von selbst verbesserte. Sie verdoppelte ihre Bemühungen und verbrachte so viel Zeit auf den Knien, dass sich die Papiere auf ihrem als Schreibpult dienenden schweren Eichentisch türmten und sie weit in die Nacht hinein arbeiten musste, um nachzukommen. Dann schleppte sie sich zu Bett, erschöpft von der Arbeit und der seelischen Belastung und mit der müßigen Hoffnung, der Traum möge nicht wiederkehren.

Aber er kam wieder.

Nicht in jeder Nacht; manchmal wachte sie erfrischt und voller Hoffnung auf. Doch dann, in der nächsten Nacht oder der übernächsten, waren die mächtigen, gefühlsgeladenen Bilder wieder da, und alle Dinge, die sie aus ihren Gedanken zu verdrängen so angestrengt bemüht war – an die sie nicht denken durfte, denn sie hatte diese zweifelhafte Freude verwirkt, als sie die Welt da draußen verließ und Nonne wurde –, brachen wieder über sie herein.

Jetzt saß sie an ihrem Tisch, eines der schweren Kontobücher der Abtei vor sich, in Gedanken versunken, abgelenkt, den abwesenden Blick auf ihren Schreibgriffel geheftet. Ihre Füße fühlten sich taub an. Es war ein heller Novembertag, doch weil die Wolkendecke fehlte, war es kalt. Gewöhnlich kam eine ihrer Nonnen mit einem in Flanell gewickelten heißen Stein in ihr frostiges kleines Zimmer gehuscht, doch sie hatte es ihnen diskret untersagt; eiskalte Füße zu ertragen war ein Teil ihrer selbst auferlegten Buße.

Ich muss mich dazu entschließen, noch einmal mit Pater Gilbert zu sprechen, mahnte sie sich mit Nachdruck. Es hat keinen Sinn, es auf eigene Faust zu versuchen – ich brauche Hilfe. Wenn ich ihm von meinen Träumen erzähle und wieso sie mich so durcheinanderbringen, spricht er vielleicht alles mit mir durch und befreit mich von meinem Problem.

Sie blieb immer noch sitzen.

Ja, ich will sofort zu Pater Gilbert gehen.

Sie rührte sich nicht von der Stelle.

Dann warf sie mit einer Geste der Verzweiflung ihren Griffel hin, verschränkte die Arme auf dem großen Kontobuch und ließ den Kopf darauf sinken. Leidenschaftlich flüsterte sie: »Ach, wie sehr ich wünschte, Josse wäre hier!«

Doch wie sie genau wusste, war Josse weit weg.

Am Nachmittag erbat sie von Schwester Basilia im Refektorium ein Körbchen voll Leckerbissen und begab sich zu Pater Gilberts bescheidenem kleinen Haus. Es war ein ziemlich langer Fußmarsch, und sie gab sich ganz der körperlichen Anstrengung hin, die Schultern gestrafft, den Korb fest in einer Hand und den anderen Arm energisch schwingend. Ihre tauben Füße wurden warm, und bald brachte der schwere wollene Umhang, den ihr Schwester Euphemia im Spital aufgedrängt hatte, sie zum Schwitzen. Während sie ein wenig außer Atem dahinschritt, legte sie sich zurecht, was sie dem Pater sagen wollte.

Nachdem sie mehrere verschiedene Ansätze durchprobiert hatte, von denen jeder genauso gekünstelt klang wie alle übrigen, entschied sie, das Einzige, was sie tun konnte, war, ihm die schlichte Wahrheit zu sagen.

Was sie auch kurze Zeit später tat, errötend und auf so uncharakteristische Weise stockend, dass Pater Gilbert ernstlich um sie besorgt war.

Pater Gilbert begleitete sie zur Abtei zurück. Sie hatten, wie ihr vorkam, stundenlang miteinander gesprochen, und Helewise empfand große Erleichterung; nach ihrer anfänglichen Befangenheit hatte das teilnehmende Ohr des Paters ihr die Beichte verhältnismäßig leicht gemacht. Von neuer Hoffnung erfüllt, ihre Träume würden jetzt wirklich ausbleiben und sie nicht länger hindern, in diesem von ihr erwählten Leben ihr Bestes zu geben, wäre sie vor lauter Glück am liebsten losgerannt, wäre Pater Gilbert nicht bei ihr gewesen.

Als sie das Tor zur Abtei durchschritten, begrüßte Schwester Ursel, die Pförtnerin, gerade mehrere Besucher. Es war eine Dreiergruppe: ein junger Mann, eine bleiche, verängstigt wirkende Frau und ein etwa einjähriges Kind. Pater Gilbert trat hinzu, um sie willkommen zu heißen. Es geschah nicht oft, dass er in der Abtei war, wenn gerade Besucher eintrafen, und er gedachte, die Gelegenheit zu nutzen, Neuigkeiten aus der Welt jenseits seines eigenen kleinen Lebenskreises zu erfahren. Er wandte sich zu Helewise und sagte: »Mylady, kommt doch her und sprecht mit den Neuankömmlingen, und ...«

Doch die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Helewise, noch tiefer erbleicht als die junge Frau, der man gerade von ihrem Pferd herabhalf, blickte mit starrem Blick auf den jungen Mann. Er starrte zurück, und für jeden, der aufmerksam genug war, um es zu bemerken, waren sich die zwei Augenpaare auffallend ähnlich. Helewise streckte eine Hand aus und setzte an, etwas zu sagen. Dann fiel sie in Ohnmacht.

Sie erlangte rasch das Bewusstsein und fand sich auf dem harten Boden liegend, den Kopf auf Schwester Ursels Schoß; die Schwester strich ihrer Oberin mit sanfter Hand über die Stirn und murmelte besorgt: »Ist ja gut, ist ja gut, Mylady!«

Bemüht, sich aufzusetzen, kam sich Helewise ziemlich dumm vor, ergriff die helfenden Hände, die Pater Gilbert und Schwester Ursel ihr reichten, und stand auf. Der junge Mann starrte sie immer noch an und Besorgnis sprach aus seinem einnehmenden Gesicht. Bevor noch jemand anders zu Wort kam, eilte er mit großen Schritten zu ihr, ergriff ihre Hände und sagte: »Mein Gott, Mutter, du bist doch nicht krank, oder?«

Mutter. Ach, du lieber Gott, es war so lange her, seit man sie in der wirklichen, wachen Welt so angesprochen hatte! Sie drückte seine Hände so fest, dass er das Gesicht verzog, und sagte: »Nein, Leofgar, mir geht es gut.« Und sie zog ihren Sohn in eine Umarmung, die kein Ende finden wollte.

Zunächst war keine Gelegenheit für ein privates Gespräch und Helewise musste ihre Ungeduld zügeln. Doch auf der Suche nach Erklärungen kreisten ihre Gedanken jetzt noch wilder. Sie musste schleunigst erfahren, wie es kam, welches Wunder es bewirkt hatte, dass dieser ihr Sohn lebhaftig vor sie trat, jetzt, nachdem sie in den vergangenen zwei Wochen oder länger von ihm geträumt hatte. Im Schlaf hatte sie seine Hilferufe gehört, in ihrem träumenden Geist so wirklich, dass sie im Wachen an nichts anderes hatte denken können.

Die Gemeinschaft von Hawkenlye stürzte sich geschäftig in Vorbereitungen, um den Sohn ihrer Äbtissin willkommen zu heißen. Helewise fand einen Augenblick, um in die Klosterkirche zu entweichen, wo sie ein Dankgebet sprach. »Das war nicht die Hilfe, die ich erwartet hatte, Herr Gott«, flüsterte sie, »aber es ist eine viel bessere Antwort auf meine Gebete, als ich sie mir hätte wünschen können.«

Vorläufig alle Gedanken beiseiteschiebend, wieso es ihrem Sohn nach so vielen Jahren beliebt hatte, seine Mutter aufzusuchen, gab sie sich der Dankbarkeit hin, dass es überhaupt geschehen war.

Helewise hatte von der Heirat ihres Sohnes mit Rohaise Edgar erfahren, der Tochter eines Freundes des Ritters, bei dem der junge Leofgar Page und dann Knappe gewesen war, bevor er bei seiner Volljährigkeit das Erbe seines verstorbenen Vaters übernahm. Leofgar war der ältere von Helewises zwei Söhnen und wohnte auf dem Gut, das nach Helewises Heirat ihr Heim gewesen war. Sein Bruder Dominic, sechzehn Monate jünger, war Soldat in Outremer und hatte seit acht Jahren weder seine Familie noch sein Heimatland wiedergesehen.

Als Leofgar und Rohaise geheiratet hatten, war der Bräutigam zweiundzwanzig und die Braut gerade sechzehn. Ihr Kind – ein lebhafter kleiner Junge namens Timus – kam zwei Jahre später zur Welt; jetzt war er vierzehn Monate alt. Das waren die wenigen Tatsachen, die Helewise erfahren hatte, während sie sich, aufgeregt wie ein junges Mädchen, von Leofgar aus ihrem Zimmer zum Willkommensmahl ins Refektorium geleiten ließ. Ehe sie ihre Plätze am Kopf der langen Tafel einnahmen, stand Rohaise auf, um Helewise zu begrüßen. Das Gesicht der jungen Frau zeigte einen sonderbaren Ausdruck, bemerkte Helewise, und es war immer noch aschfahl. Vielleicht war das ja Rohaises normale Hautfarbe, obwohl Helewise das angesichts des vollen brünetten Haars, unter dem kleinen Schleier ordentlich frisiert, und der dunkelbraunen Augen – übergroß und grau umrandet, als schlafe sie nicht genug – unwahrscheinlich vorkam. Das tiefe

Rostbraun ihres Kleides schien die Blässe noch zu unterstreichen. Bemüht, ihre Besorgnis zu unterdrücken, erwiderte Helewise die förmlich-höflichen Worte ihrer Schwiegertochter, legte ihr beide Hände auf die schmalen Schultern und richtete sie aus ihrer tiefen, ehrfürchtigen Verneigung auf.

Sie setzten sich zu Tisch, und dann nahm Helewise ihren Enkel auf den Schoß, wonach es sie schon heimlich verlangt hatte, und begann, sich mit ihm bekannt zu machen.

Ziemlich früh am Abend fragte Rohaise, ob sie Timus zu Bett bringen dürfe, und fügte hinzu, falls es gestattet sei, würde sie sich ebenfalls gern schlafen legen. Helewise versicherte ihr, das dürfe sie, und ordnete an, die junge Frau und das Baby in das Gästezimmer zu bringen, das man für sie vorbereitet hatte.

Gleichsam im stummen Einverständnis zogen sich die Mitglieder der Gemeinschaft von Hawkenlye unauffällig zurück, und Helewise und ihr Sohn blieben allein. Von dem Essen war ein halb voller Krug Würzwein übrig geblieben, und nachdem Helewise Schwester Basilia angewiesen hatte, ihr den mit zwei frischen Bechern zu bringen, führte sie Leofgar aus dem Refektorium in ihr eigenes kleines Zimmer. Mit stummem Dank an die Nonne, wer immer es war, die diesen Ablauf der Dinge vorausgesehen und ein kleines Kohlebecken in den Raum gestellt hatte, zog Helewise den Besucherschemel hervor und stellte ihn vor ihren Tisch. Sie entließ Schwester Basilia, die sich verneigte, taktvoll verschwand und die Tür hinter sich schloss. Dann schenkte Helewise Wein in die zwei Becher ein, setzte sich in ihren thronähnlichen Sessel und sagte: »Also nun, Leofgar. Erzähl mir, warum du gekommen bist.«

Da sie ihn genau musterte, sah sie sein flüchtiges Lächeln kommen und gehen. »Was ist?«, wollte sie wissen.

»Ach – es ist so seltsam«, erwiderte er. »Ich habe dich jahrelang nicht gesehen, aber du bist noch genau dieselbe. Jede andere Mutter hätte, sobald sie mit ihrem Sohn allein wäre, nach anderen Sachen gefragt. Wie geht es dir? Wie steht es im Alten Gutshaus, und kommst du mit allem zurecht? Bist du glücklich?« Sekundenlang trübte sich seine Miene, dann grinste er gezwungen. »Nur meine geliebte Mutter kommt ohne Umwege zur Sache und verlangt den Zweck meines Besuches zu wissen.«

»Das soll nicht heißen, dass ich nicht darauf brenne, dir alle die anderen Fragen zu stellen«, gab sie rasch zurück. »Wir lernen hier, uns kurz zu fassen, mein Sohn. Es ist einfach so, dass ich mich nach dem Wichtigsten zuerst erkundigt habe.«

Er nickte. »Ja, ich verstehe.« Dann holte er tief Luft und fuhr fort: »Rohaise ist nicht ganz auf der Höhe, eigentlich schon seit Timus auf die Welt kam. Zuerst war sie in Hochstimmung – sie hatte große Angst vor der Geburt gehabt und war grenzenlos erleichtert, die Entbindung überlebt zu haben. Aber bald darauf hat sie sich verändert. Sie ist die ganze Zeit ängstlich, sie macht sich Sorgen, dass sie keine gute Mutter ist; sie regt sich auf, wenn sie Timus nicht vor Augen hat, aber hat keine Geduld mit ihm, wenn er bei ihr ist. Sie schläft nicht gut, und ich habe das Gefühl, dass sie tief unglücklich ist, denn sie weint dauernd und findet auch am heitersten Tag keine Freude. Und wir ...« Er unterbrach sich. Dann senkte er nach einem raschen Blick auf Helewise den Kopf und murmelte: »Sie hat mich von sich gewiesen, weil sie eine zweite Schwangerschaft fürchtet.«

Helewise, bis ins Mark erschüttert, dass auf ihre direkte Frage eine so brutal aufrichtige Antwort gefolgt war, fand vorübergehend keine Worte. Dann spürte sie, wie Wellen der Not von ihrem Sohn ausgingen und über sie hereinbrachen, und wusste, sie musste darauf eingehen. Noch nicht bereit, sich zu dem zu äußern, was Leofgar ihr anvertraut hatte, fragte sie: »Und der kleine Junge, Timus? Ihm geht es gut?«

»Er ...« Leofgar zögerte. »Ja, größtenteils. Er ...« Wieder stockte er, und als er endlich sprach, war Helewise sich ganz sicher, dass es nicht die erste Antwort war, die sich ihm angeboten hatte. »Er ist zeitweise übertrieben zaghaft und er klammert sich an.«

»Er klammert sich an?«

»Ja.« Leofgar rückte sich ungeduldig auf dem kleinen Schemel zurecht. »Er will einfach nicht meine Hand loslassen oder er versteckt das Gesicht in den Rücken seiner Mutter.«

»Er ist doch fast noch ein Baby«, bemerkte Helewise behutsam.

»Das weiß ich! Du hast mich gefragt, also sage ich es, wie es ist!«

Neunzehn Jahre verschwanden, und Helewise sah sich im Wohnzimmer des Alten Gutshauses, ihres einstigen Heims, einem zornigen, erbosten Sechsjährigen gegenüber, der versuchte, einer berechtigten Strafe dafür zu entgehen, dass er einen scharfkantigen Stein nach seinem Bruder geworfen hatte. Sie hatte aufgebracht gefragt, wieso Dominics Wange blutete, und Leofgar hatte gesagt, weil der Stein ihn getroffen hat. Auf ihren Ausruf: Ach, wie kannst du so etwas zugeben?, hatte er mit genau diesen Worten geantwortet: Du hast mich gefragt, also sage ich es, wie es ist.

Aber das war damals, dachte sie, während die verschiedensten Gefühle in ihr aufstiegen. Und jetzt ist jetzt.

Vorsichtig erkundigte sie sich: »Welche Hilfe erwartest du von uns?«

Sie konnte seiner Miene deutlich die Erleichterung ablesen; es war, als hätte er erwartet, weitere Erläuterungen abgeben zu müssen, und war nun heilfroh, dass es nicht der Fall war.

»Wir, die in der Welt draußen leben, hören von den Nonnen und Mönchen in Hawkenlye reden, und immer sind die Berichte gut«, sagte er ruhig. »Ich bin stolz, dass meine Mutter der Gemeinschaft vorsteht, und bin jedes Mal glücklich, wenn ich deinen Namen vernehme.«

Sein Blick begegnete dem ihren und sie neigte den Kopf zum Dank für das Kompliment. »Ich habe Glück mit meinen schwer arbeitenden, hingebungsvollen Nonnen und genauso mit meinen Mönchen, die selbstlos die Menschen pflegen, die zur Heilung ihrer Leiden zu uns kommen«, sagte sie. »Wenn wir wirklich einen guten Ruf genießen, dann gebührt die Anerkennung ihnen.«

»Du bist aber das Oberhaupt«, bemerkte er.

»Ich weiß, doch ...« Nein, es war nicht der richtige Zeitpunkt, darauf einzugehen. »Nach dem, was du von uns hörst, glaubst du also, dass wir dir helfen können?«

»Ihr müsst«, flüsterte er, »ihr seid meine einzige Hoffnung.«

Sein trostloser Ton erschreckte sie tief. »Du vergisst Gott«, mahnte sie leise. »Hast du nicht Gottes Hilfe erbeten?«

»Das habe ich. Ich habe getan, was unser Priester mich geheißen hat, und gebetet, bis ich nicht mehr konnte. Wenn keine Hilfe kommt, sagt er, liegt es daran, dass mein Glaube



zu schwach ist, denn wenn ich wirklich glaubte, dass Gott es bewirken kann, könnte ich deinen Tisch hier zum Schweben bringen, ohne mich zu bewegen.«

»O je.« Ja, dachte Helewise, so etwas habe ich schon oft gehört. Sie bemühte sich, die Feststellung zu unterdrücken, im Falle ihres Sohnes sei das wohl kaum angemessen oder hilfreich gewesen.

Er starrte angestrengt auf ihren Tisch, als bemühte er sich tatsächlich, ihn allein durch den Glauben zu bewegen. Mit einem Lächeln fuhr sie fort: »Gib es auf, Leofgar. Ich nehme nicht an, dass ein gütiger Gott sich mit schwebenden Tischen beschäftigt, und ich bin ganz sicher, dass ihn mehr die vielfältige Art und Weise interessiert, auf die wir ihm unsere Liebe kundtun.«

Leofgar erwiderte ihr Lächeln. »Ich habe nicht versucht, den Tisch zu bewegen, ich dachte gerade daran, dass er mir bekannt vorkommt.«

»Das stimmt«, bestätigte sie kurz. »Früher stand er in der langen Halle im Alten Gutshaus und er war seit Generationen in der Familie deines Vaters. Von Rechts wegen müsste er dir gehören, nehme ich an, aber ehrlich gesagt, hänge ich selbst ziemlich daran.«

»Behalte ihn nur, Mutter. Ich will ihn nicht haben!«

Das brachte er beinahe inbrünstig heraus, und sie fragte sich, warum. »Magst du ihn nicht?«

Er grinste. »Zu viele Erinnerungen an meine Schulstunden. Der Priester, der Dominic und mich zu unterrichten kam, hatte die Angewohnheit, uns mit einem Stock auf die Finger zu klopfen.«

»Bestimmt habt ihr es verdient.« Helewise war noch lebhaft im Gedächtnis, welche Mühe der arme Priester gehabt hatte, Leofgar und Dominic zur Aufmerksamkeit anzuhalten, besonders an sonnigen Tagen, wenn ihre Hunde draußen vor der Tür saßen und mit Geheul ihre jungen Herren aufforderten, herauszukommen und mit ihnen auf die Jagd zu gehen.

Leofgar war aufgestanden und musterte eingehend eine Ecke des großen Tisches. Lächelnd deutete er darauf, und sie konnte undeutlich zwei eingeschnitzte Initialen ausmachen, ein L und ein D. Komisch, dachte sie, all die Jahre habe ich hier gesessen und auf diesen Tisch gestarrt und nie bemerkt, dass meine ungezogenen Jungen sich darauf verewigt haben ...

Doch diese glücklichen Erinnerungen waren gefährlich, zumindest für sie, und hatten vermutlich nichts damit zu tun, weshalb ihr Sohn sie aufgesucht hatte. »Was Rohaise betrifft«, sagte sie behutsam, und sofort schwand das Lächeln aus Leofgars Gesicht, »möchtest du, dass unsere Spitalschwester mit ihr spricht? Schwester Euphemia ist klug und äußerst erfahren, aber auch gütig und liebevoll. Sie vermag vielleicht zu helfen.«

Leofgar sah aus, als dächte er, das sei eine vergebliche Hoffnung. »Danke, Mutter«, antwortete er höflich, wenn auch nicht sehr begeistert, »das wäre gut. Vielleicht würde Rohaise eher einer Person ihr Herz ausschütten, deren Meinung sie achtet.«

Was bedeutet, dachte Helewise, sprach es aber nicht aus, dass sie dir weder ihr Herz ausgeschüttet hat noch dich achtet, dich, ihren Ehemann. Und das tat weh, merkte sie. Sie streckte die Hand aus und ergriff die seine. »Schwester Euphemia versteht eine ganze

Menge von Frauen und ihren Babys«, sagte sie aufmunternd. »Bevor sie Nonne wurde, war sie Hebamme, und ich denke oft, dass sie sich von ihrer erfahrensten und hingebungsvollsten Seite zeigt, wenn sie es mit kränklichen kleinen Kindern und bekümmerten jungen Müttern zu tun hat. Was deiner Rohaise auch fehlen mag, wenn jemand überhaupt etwas Ähnliches kennengelernt hat und Hilfe zu leisten vermag, dann ist das Schwester Euphemia.«

Leofgar erwiderte rasch: »Timus ist nicht kränklich, er ist ...« Doch wieder sprach er nicht weiter; was immer mit dem Kind nicht stimmen mochte, er war sichtlich nicht bereit, seiner Mutter mitzuteilen, was er befürchtete.

So kommen wir einfach nicht weiter, dachte Helewise. Es wird Zeit, unser Gespräch zu beenden und eine Entscheidung zu treffen, bevor Leofgars Seelennot so zunimmt, dass er nicht mehr damit fertig wird.

»Es ist spät«, sagte sie, sich erhebend. »Wir wollen zu Bett gehen und den Trost des Schlafes suchen.« Sie legte ihrem Sohn die Hände auf den Kopf und fuhr leise fort: »Ich will für dich und Rohaise beten, dass die Nacht euch einen ruhigen Schlaf bringe und der Morgen Hoffnung. Gott segne dich, mein Sohn, und behüte dich.«

Leofgar schloss kurz die Augen, um ihren Segen zu empfangen. Dann öffnete er sie und fragte unerwartet: »Mutter, warum bist du ohnmächtig geworden, als du gesehen hast, dass ich es bin? Du hast gesagt, du bist nicht krank, war es also nur die Überraschung?«

Sie lachte. »Mein Junge, ich werde ganz selten ohnmächtig und ganz gewiss nicht angesichts einer Überraschung, und wäre sie auch so außergewöhnlich wie die, nach so langer Zeit meinen Sohn zu sehen. Nein, das war es nicht.«

»Was war es dann?«

Sie blickte in seine weit geöffneten grauen Augen und glaubte fast, darin ein Spiegelbild der ihren zu sehen. »Genau genommen war es nicht wirklich eine Überraschung.« Wieder lachte sie leicht auf, wie um anzudeuten, dass sie nicht im Ernst sprach. »Weißt du, ich habe in letzter Zeit geträumt. Als ihr ankamt, war ich auf dem Weg hierher mit unserem Priester, mit dem ich gerade ein langes und erbauliches Gespräch geführt hatte, worin ich diese Träume ausführlicher schilderte.«

Sie legte eine Pause ein, bemüht, in etwas Unlogisches einigen Sinn zu bringen. Er sagte: »Sprich weiter, Mutter. Beschreibe sie auch mir.«

»Ach. Also gut. Ich habe immerzu dieselbe Szene gesehen, und das hat mich so sehr beschäftigt, dass ich den Tag über nicht fähig war, mit den Gedanken da zu bleiben, wohin sie gehören, nämlich bei meiner Arbeit und meinen Gebeten. Deshalb habe ich mit Pater Gilbert so eingehend darüber gesprochen, denn mir war klar, dass ich Gottes Zeit verschwendete, solange ich mich vor seiner Stimme verschloss.«

Nach einem ungeduldigen Seufzer mahnte Leofgar: »Was hast du denn geträumt?«

Die Augen auf die seinen gerichtet, erklärte sie: »Ich habe von dir geträumt. Du warst wieder ein Kind und riefst nach mir, immer und immer wieder. Du verlangtest verzweifelt nach meiner Hilfe, und ich konnte dich nicht erreichen, um sie dir zu geben.«

Ihre Worte mussten ihn bewegt haben, denn er senkte den Kopf, damit sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Dann sagte er, die Stimme vor Bewegung erstickt: »Ich brauche dich wirklich. Ich habe dauernd an dich gedacht, und ein oder zweimal, als ... Nun ja, als alles

ganz schlimm war, habe ich nach dir gerufen.« Er hob den Kopf wieder und flüsterte: »Ich kann nicht glauben, dass du mich gehört hast!«

»Doch, das habe ich«, versicherte sie ihm. »Und ich will für dich und deine Rohaise tun, was in meiner Macht steht. Wir werden dir helfen, Leofgar. Das verspreche ich dir.«

Dann war er in ihren Armen, und endlich konnte sie ihm wortlos liebevollen Trost spenden, wonach es sie so verlangt hatte.